

Einleitung: Sportphilosophie

ALEXANDER BAGATTINI, MÜNCHEN

Zusammenfassung: Der Sport korreliert als ein viele gesellschaftlichen Bereiche tangierendes Phänomen mit einer Reihe von Werten, die von philosophischem Interessen sind, wie unter anderem dem Wert der Gerechtigkeit (Fairness), der Gesundheit, der Natürlichkeit, der Autonomie oder des Wohlergehens. Die in diesem Band vorliegenden Aufsätze von Volker Schürmann, Claudia Pawlenka und Benjamin Huppert & Joachim Wündisch gehen partiell auf einige dieser Werte ein und diskutieren sie im Rahmen aktueller philosophischer Debatten.

Schlagwörter: Sport, Ethik, Enhancement, Natürlichkeit, Fairness

Sport ist ein fast alle gesellschaftlichen Bereiche durchziehendes Phänomen: manche Menschen verdienen mit Sport ihren Lebensunterhalt, andere betreiben ihn privat, Kinder verbringen oftmals einen Großteil ihrer Freizeit in Sportvereinen und Erwachsene sind manchmal bis ins hohe Alter sportlich aktiv, Sport ist ein Politikum, er ist Freizeitvergnügen, gleichermaßen ist er Gegenstand medialer Berichterstattung und Kritik, in vielen Fällen gilt er als etwas Positives, weil er etwa der Gesundheit dient, oder als Ausdruck des authentischen menschlichen Strebens nach Höchstleistung und Wettbewerb, andererseits sehen viele oftmals mit dem Sport einhergehende Verhaltensweisen wie Doping, Korruption oder die Kommerzialisierung von Wettbewerben als Verfallsformen guter menschlicher Pra-

xis. Man kann Sport in diesem Sinn mit einigem Recht als ein sehr komplexes gesellschaftliches Phänomen bezeichnen; komplex, weil er in so vielen Bereichen beheimatet ist, weil er viel mit dem modernen Selbstverständnis des Menschen zu tun hat, und letztlich, weil er in diverse, höchst kontroverse normative Diskurse führt.

Sport weist etwa eine Nähe zu anderen Bereichen wie der Kunst, der Ästhetik oder dem Spiel auf. Man spricht bei Athletinnen und Athleten oftmals davon, dass sie ihren Sport besonders elegant ausüben, oder auch davon, dass Sportlerinnen und Sportler besonders schöne Körper haben. Es ist allerdings klar, dass diese ästhetischen Bewertungen nicht den Kern des Sports treffen. Sportlerinnen und Sportler wollen letztlich Wettkämpfe gewinnen. D. h. sie wollen nicht nur spielen und auch nicht, oder zumindest nicht in erster Linie, für ihr Äußeres bewundert werden, sondern sie wollen sich mit anderen Athletinnen und Athleten in Wettkämpfen messen und diese nach Möglichkeit gewinnen. Sport ist in diesem Sinn ein durch die Idee des Wettkampfes definierter Kontext. Ein Wettkampf ist kein bloßer Kampf, sondern ein Kampf nach Regeln. Wenn zwei Boxer sich im Ring treffen, dann fallen sie nicht, wie beim Straßenkampf, übereinander her, sondern sie kämpfen nach Regeln. Sport, Wettkampf und Regeln stehen daher in einem analytischen Verhältnis zum Begriff der Fairness. Regeln gelten für alle an sportlichen Wettkämpfen Teilnehmenden gleich und dies stellt eine Vergleichbarkeit der sportlichen Leistungen verschiedener Athletinnen und Athleten sicher. Der Sport scheint daher begrifflich Werte wie Leistung, Wettkampf und Fairness zu implizieren. Es gibt noch weitere Werte, die zumindest in einem engen Verhältnis zum Sport stehen. So weist das Olympische Komitee in seiner „Lausanne declaration“ auf den Wert der Natürlichkeit sportlicher Leistungen hin, was vor allem als norma-

tiver Grund für das Dopingverbot (bzw. das Verbot von Mitteln zur unnatürlichen Leistungssteigerung) herangezogen wird. Wie in anderen Feldern der Ethik führt die Einführung des Natürlichkeitsbegriffs auch in der Sportphilosophie in diverse weiterführende Kontroversen, die vor allem mit der notorisch problematischen Grenze zwischen Natürlichkeit und Künstlichkeit zusammenhängen. Weitere Werte, die oftmals mit Sport in Verbindung gebracht werden, sind Gesundheit, Sicherheit oder auch die sozial integrative Funktion des Sports.

Die Aufsätze in diesem Zeitschriftenschwerpunkt behandeln selektiv einige der angesprochenen Themenfelder. Die ersten beiden Aufsätze von Volker Schürmann und Claudia Pawlenka diskutieren die Frage nach den grundlegenden Werten des Sports, während der darauf folgende Aufsatz von Joachim Wündisch und Benjamin Huppert Themen der Gerechtigkeits-*theorie* berührt.

Volker Schürmann geht in seinem Aufsatz „Das Maß des Sports“ von der grundsätzlichen Überlegung aus, dass soziale Praktiken nicht von Natur aus bestehen, sondern in ihrer normativen Struktur das Produkt kultureller Prozesse sind. In diesem Sinn verfolgt Schürmann eine moderat konstruktivistische These, die nicht auf metaphysische oder ontologische Kategorien wie die der Natur zurückgreift. Unsere Unterscheidung der Dinge, die wir in der Welt vorfinden, geht für Schürmann daher auch nicht auf ontische Unterschiede dieser Dinge zurück, sondern auf kulturell und historisch wandelbare Vergleichsmaßstäbe. Schürmann zufolge gilt dies auch für den Sport als sozialer Praxis. Der Sport sei gerade hinsichtlich der Grenzen dessen, was wir als akzeptable Veränderung unserer natürlichen Basis akzeptieren wandelbar, weshalb man ihn per se als eine Form des täglichen Enhancements betrachten könne. Die kategorialen Grenzen des Sports verlaufen Schürmann zufolge nicht

entlang vermeintlich natürlicher Leistungsgrenzen, sondern sind durch die Regeln bestimmt, die sportliche Leistungen vergleichbar machen. In diesem Sinn steht in Schürmanns Analyse die Idee des Fairplay, relativ zu den Regeln, im Zentrum. Natürliche Leistungsgrenzen zu akzeptieren wäre dann ein extrinsischer, instrumenteller Wert. Für Schürmann ist es nicht die Natürlichkeit sportlicher Leistungen, die beispielsweise Enhancement kritikwürdig erscheinen lässt; vielmehr verhält es sich umgekehrt: wir sollten natürliche Leistungsgrenzen zumindest als historische Fixpunkte unserer sportlichen Praxis anerkennen, weil ansonsten eine Vergleichbarkeit sportlicher Leistungen nicht mehr möglich ist.

Claudia Pawlenka vertritt in ihrem Aufsatz „Über den Sinn und das Selbstverständnis der Sportphilosophie – allgemeine und konkrete Überlegungen am Beispiel der Natürlichkeit“ die gegenläufige These zu der von Schürmann, nämlich dass Sport wesentlich auf den Wert der Natürlichkeit verwiesen ist. Hierbei verfolgt Pawlenka ein doppeltes Ziel: zum einen möchte sie den Begriff der Natürlichkeit als sportethischen Begriff verteidigen, zum anderen möchte sie zeigen, dass die Ergebnisse einer sportethischen Beschäftigung mit dem Natürlichkeitsbegriff auch von allgemeinem philosophischen Interesse ist. Pawlenka betrachtet den Wert der Natürlichkeit unter anderem im Kontext anderer Werte wie Authentizität, Echtheit und Ursprünglichkeit. Im Anschluss an Rousseaus Überlegungen aus „Emil“ sieht Pawlenka die Grenze zwischen Natürlichkeit und Künstlichkeit auch als eine Grenze zwischen authentischen und nicht authentischen Leistungen. Diese Grenze kann für sie nicht aufgegeben werden, ohne die Idee des Sports aufzugeben. Insofern sei es die Realitätsanbindung, respektive der Bezug zu den Fakten der Welt, die das Konzept der Natürlichkeit für die Sportphilosophie attraktiv macht. Die in der sportphilosophischen

Diskussion der normativen Grenze zwischen Künstlichkeit und Natürlichkeit herausgearbeiteten Begriffe haben für Pawlenka allerdings noch eine weitere zentrale Funktion: sie können auch andere philosophische Diskurse, wie die Medizinethik oder die Philosophie der Emotionen, zu neuen Überlegungen anregen.

In ihrem Beitrag „Leistungssport und die genetische Lotterie – Die Notwendigkeit stärker differenzierter Wettkampfklassen“ gehen Benjamin Huppert und Joachim Wündisch zunächst davon aus, dass Erfolge im Leistungssport in großem Maße von der genetischen Ausstattung und anderen Eigenschaften der Athletinnen abhängig sind, auf deren Vorliegen die Kontrahenten keinen Einfluss haben. Vor diesem Hintergrund diskutieren die beiden Autoren, wie durch den Leistungssport generierte Ungleichverteilungen von Gütern vor diesem Hintergrund aus Sicht wichtiger Gerechtigkeitsvorstellungen zu bewerten sind. Dazu untersuchen sie zunächst verbreitete Intuitionen über die Bedingungen, unter denen Erfolg verdient ist. Aus diesen Intuitionen ergeben sich Anforderungen an die Zusammensetzung des Teilnehmerfeldes von Wettkämpfen, die erfüllt werden müssen, damit die Wettkampfergebnisse für gerecht gehalten werden können. Insbesondere sollten die Kontrahenten sich hinsichtlich der unverdient erworbenen Komponenten ihres Leistungspotentials gleichen. Wollte man diesem Anspruch gerecht werden, müsste der Einsatz von Wettkampfklassen deutlich ausgeweitet werden. Angesichts dieses Vorschlages stellt sich die Frage, ob Ungleichverteilungen im Leistungssport anderweitig gerechtfertigt werden können, wenn diese Anforderungen nicht erfüllt sind. Die Autoren diskutieren dies aus Sicht eines libertären Selbsteigentumsbegriffs und einer durch Rawls inspirierten Befürwortung von Ungleichheiten zugunsten der am schlechtesten gestellten Bürgerinnen im Einflussbereich des Leistungssports. Sie kommen zu dem Schluss,

dass beide Ansätze keine ausreichend starken Argumente für die Güterverteilungsmechanismen im Status quo liefern, um die Forderung nach einer weitreichenden Ausdifferenzierung von Wettkampfklassen wesentlich zu beeinträchtigen. Im dritten Teil ihres Beitrags schließlich skizzieren Huppert und Wündisch einige Hürden (und Ansätze zu deren Überwindung) auf dem Weg hin zu einem gerechteren Leistungssport.